



Aktualisierte
und erweiterte
Ausgabe

Boris
Reitschuster

utins Demokratatur

Was sie für den Westen so gefährlich macht



ullstein

im Kreml herrschende KGB-Denkweise, kaum verhüllte Großmachtambitionen und die Abhängigkeit des Westens von russischem Gas und Öl machen die Atommacht immer mehr zum außen- und energiepolitischen Unsicherheitsfaktor. Unter Federführung der alten KGB-Riege um Putin entsteht in Moskau ein autoritäres System in neuer, moderner Bauweise, konstruiert mit den Steinen der sowjetischen Vergangenheit: Ein »Bolschewismus im Schafspelz«, eine Demokratie, die ihr diktatorisches Antlitz mit demokratischen Etiketten und – etwa im boomenden Moskau – hinter einer westlichen Glitzerfassade versteckt. Weil ihr jede Ideologie fehlt und statt einer langfristigen Strategie offenbar die kurzfristige Taktik des Machterhalts das Handeln bestimmt, ist Putins Demokratie zwar weniger angreifbar, weniger totalitär und wohl auch weniger aggressiv als ihre Vorgängerin, die Sowjetunion, aber sie ist auch weitaus unberechenbarer und instabiler – und deshalb umso gefährlicher. Der autoritäre Kurs Moskaus ist keineswegs allein ein Thema für biedere Moralisten und ergraute Menschenrechtler. Vielmehr birgt die Rückkehr zu den Methoden der Vergangenheit enorme Gefahren für Deutschland und die anderen europäischen Staaten.

Die Bundesrepublik macht sich immer stärker abhängig von russischem Öl und Gas. Die politischen Folgen hat der Gas-Krieg zwischen Kiew und Moskau drastisch gezeigt: Deutschland droht wie die Ukraine erpressbar zu werden. Aber auch technische Probleme mit den zum Teil desolaten Pipelines oder überhöhte Preisforderungen und Terroranschläge könnten die Wirtschaft in arge Bedrängnis bringen. Vieles spricht dafür, dass die deutschen Gaskunden über ihre Gasrechnungen schon bald die außenpolitischen Großmacht-Ambitionen Russlands mitfinanzieren müssen. Experten halten die deutsche Energiepolitik für gefährlich naiv. Die Bundesrepublik wird künftig mehr Gas und Öl einführen müssen, weil sie aus der Atomkraft aussteigt; gleichzeitig will Russland 40 neue Atomreaktoren bauen, um die erhöhte Rohstoffnachfrage aus dem Ausland befriedigen zu können.

In vielen anderen Bereichen bergen innenpolitische Entwicklungen in Russland große Gefahren weit über die Grenzen des Landes und ganz Europas hinaus. Etwa die brutale, auf korrupte örtliche Eliten bauende Kaukasus-Politik des Kreml, die einen idealen Nährboden für Terrorismus schafft. Der Krieg in Tschetschenien hat sich, von der Öffentlichkeit kaum beachtet, zu einem Flächenbrand im ganzen Kaukasus ausgeweitet, der außer Kontrolle zu geraten droht. Eine Flüchtlingswelle wäre die kurzfristige Folge, islamische Gottesstaaten als Unruhestifter und Aufmarschplätze für radikale Islamisten in Europa die längerfristige Gefahr. Wie die frühere Sowjetunion ist auch Russland ein Vielvölkerstaat, dessen Dutzende Nationen durch Druck und zunehmend durch Unterdrückung zusammengehalten werden. Mittelfristig droht ein Auseinanderbrechen Russlands. Bewaffnete ethnische Konflikte und eine Spirale der Gewalt, deren Ausmaß und Folgen die Balkankriege der 1990er Jahre weit in den Schatten stellen könnten, wären die Folge.

Ein weiterer Risikofaktor ist die russische Verbrecherwelt, die ihre Position auch in Deutschland immer stärker ausbaut. Rechtsunsicherheit, Beamtenwillkür und Korruption gefährden Investitionen in Russland und machen westeuropäischen Unternehmen schwer zu schaffen, auch wenn Firmenvertreter dieses Tabuthema gerne verschweigen.

All diese Probleme zeigen: Der Gaskonflikt im Januar 2006 war nur die Spitze des Eisbergs – und vielleicht die letzte Warnung. Es ist höchste Zeit zum Umdenken. Nur wenn wir die alarmierende Entwicklung in Russland genau zur Kenntnis nehmen und versuchen, ihre Hintergründe zu verstehen, können wir die in ihr schlummernden Gefahren richtig einschätzen und rechtzeitig nach Gegenmitteln suchen. Je früher wir versuchen, Einfluss zu nehmen und je besser wir uns auf mögliche Ernstfälle vorbereiten, umso größer ist die Chance, dass sie nie eintreten werden.

Mit Stalin in die Zukunft – die verratene Revolution

Der »Dschungel« ist grau und baufällig. Hinter den alten Mietshäusern in der Baskowgasse, einem alten Arbeiterviertel in Sankt Petersburg, versteckt sich ein Labyrinth aus düsteren Hinterhöfen mit überquellenden Mülltonnen. Die Jahrzehnte haben einen tiefen verstaubten Schleier auf die abblätternden Fassaden aus dem 19. Jahrhundert gelegt, nur wenige Autominuten entfernt von Petersburgs Prachtbauten am Newskiprospekt. Drinnen in den modrigen Treppenhäusern machen Kinder Jagd auf Ratten. Unten auf der Straße gibt das Gesindel den Ton an. Unrasierte, dreckige Jugendliche mit billigen Portwein-Flaschen und Zigaretten schlagen die Zeit tot. Und nicht nur die Zeit: In den Hinterhöfen der Baskowgasse herrscht das Faustrecht. Nur wer stark ist, hat etwas zu sagen. Nachgiebigkeit ist Schwäche.

Und Schwäche kann ins Auge gehen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Das muss auch ein kleiner Junge erfahren, der hier in der Baskowgasse aufwächst und der etwas schwächling ist für diesen »Dschungel«. Wolodja nennen sie ihn. Sein Vater ist ein stramm kommunistischer Fabrikarbeiter. Er verprügelt den Kleinen manchmal mit dem Gürtel und tut sich schwer, väterliche Gefühle zu zeigen. Wolodja, ein Blondschof mit stechenden blauen Augen, denkt nie über die Folgen nach, wenn eine Schlägerei ansteht. Wenn es nötig ist, haut er direkt drauf los. Ins Gesicht. Wolodja kratzt und beißt, reißt seinen Gegnern büschelweise die Haare aus. Meist aber ist er es, der die Prügel einsteckt. Blaue Flecken und Schrammen zeugen regelmäßig von seinen Kämpfen. Er sei »nicht kräftig, aber sehr frech«, wolle immer beweisen, dass er den anderen überlegen sei, klagt seine Lehrerin.

Noch vor der Einschulung macht Wolodja einen Ausflug in einen Nachbarhof. Und begeht einen folgenschweren Fehler. Er legt sich mit einem anderen Jungen an, schätzt ihn als »Jämmerling« ein und beleidigt ihn – grundlos. Doch der vermeintliche Schwächling entpuppt sich als älter und stärker – und vermöbelt Wolodja nach Strich und Faden. Es sind die ersten kräftigen Prügel, die Wolodja auf der Straße bekommt. Und sie prägen sich ein. So sehr, dass der kleine Junge seine Lehren daraus zieht. Eine lautet: »Egal, ob man im Recht ist oder nicht – man muss stark sein, um die Möglichkeit zu haben, etwas zu erwidern!«¹

Mehr als vier Jahrzehnte sind seitdem vergangen, und der Junge aus dem Petersburger Hinterhof erinnert sich noch immer an die Lebensweisheiten von damals. Viele der

Gossenjungen von einst sind inzwischen völlig versoffene, heruntergekommene Gestalten; einige saßen zwischenzeitlich im Gefängnis. Wolodja dagegen sitzt im Kreml – und erzählt seinem Biographen die Geschichte der Baskowgasse. Aus dem kleinen, schwächlichen Jungen ist der mächtige Präsident Russlands geworden: Wladimir Putin. Im Hinterhof aufzuwachsen, das sei wie im Dschungel zu überleben, sagt der Staatschef: Die Prügel von damals seien eine »erste, wichtige Straßen-Universität« gewesen.

Stark sein, um Recht zu bekommen. Wie ein roter Faden durchzieht das Streben nach Stärke Putins Lebensweg: Der Knabe beschließt, Judo zu lernen. Der Jugendliche geht zum KGB. Beschattet Ausländer in Petersburg. Kommt später als Agent in die DDR. Und ausgerechnet dort, in Deutschland, holt ihn die Schwäche wieder ein. Die Schwäche kommt mit Glasnost und Perestroika. Während seine Landsleute dank Gorbatschows Reformen aufatmen, lebt Wladimir Putin in Erich Honeckers Reich. Und er ist sehr angetan von der kleinen, heilen DDR-Welt. Die Bürgersteige sind sauberer als in seiner Heimat, und vor den Geschäften stehen nicht so oft Warteschlangen wie daheim in der Sowjetunion. Doch dann erreicht die Perestroika auch die DDR. Und sie bringt Putins ruhige, kleine Welt um die KGB-Residenz in Dresden-Loschwitz in Gefahr.

»Als die Berliner Mauer fiel, wurde klar, das ist das Ende. Es war ein schreckliches Gefühl, dass das Land, das fast zur Heimat geworden war, aufhörte zu existieren«, erinnerte sich Putin später: »Um ehrlich zu sein, tat es mir leid, dass wir die Einflusszone der Sowjetunion in Europa verloren hatten.«² Tag und Nacht musste der heutige Präsident mit einem Genossen KGB-Akten vernichten, die eigene Arbeit von Jahren: »Wir mussten so viel verbrennen, dass der Ofen platzte.« Die Gesellschaft, wundert sich Putin noch im Jahr 2000 als Staatschef, sei damals »völlig verstört« gewesen und habe »im Geheimdienst ein Monster« gesehen.

An einem kühlen Abend im Dresdener Herbst 1989 wird die politische Wende endgültig zur Bedrohung. Eine erzürnte Menschenmasse hat gerade die Stasi-Zentrale an der Elbe gestürmt. Dann marschieren sie weiter durch die dunkle Stadt. Nach Loschwitz. Zu einer Villa: der Residenz des KGB. Die aufgebrachten Bürger wollen die Unterlagen des russischen Geheimdienstes in ihre Gewalt bringen. Weil sein Chef weggefahren ist, hat Wladimir Putin an diesem Abend das Kommando. Er ist 37 Jahre alt und seine Liebe zum deutschen Bier ist inzwischen an seiner Figur abzulesen, die er bis dahin mit Sport immer gut in Form hielt. Putin tut so, als sei er Dolmetscher, und spricht mit den Menschen. Wenn er den Demonstranten nachgibt und die Unterlagen herausrückt, kann man ihn vor ein sowjetisches Kriegsgericht stellen. Wenn er sich weigert und die Stellung hält, droht ein blutiger Aufstand. Die Situation ist so dramatisch, dass Putin die wenigen Männer, die seinem Befehl unterstehen, mit der Kalaschnikow im Anschlag in den Fenstern Stellung beziehen lässt. Eher werde er sterben als Geheimunterlagen herauszugeben, sagt er. Und tut

in seiner Not das, was das Sowjetsystem ihm als Offizier für solche Situationen eingebläut hat: Er greift zum Telefonhörer und hofft, dass andere eine Entscheidung treffen. Er bittet die Westgruppe der Streitkräfte um Beistand.

Die Antwort muss ihn zutiefst erschüttert haben. Moskau schweige, und ohne Erlaubnis aus der Hauptstadt könne man gar nichts unternehmen, sagt der Kommandeur am anderen Ende der Leitung. Nichts passiert. Draußen steht die Menge, drinnen Wladimir Putin mit seinen paar Leuten und weiß nicht, wie lange er die Lage noch unter Kontrolle halten kann. Der Staat, der so mächtig war, der ihm einst alles gab, ist plötzlich machtlos, versagt ihm jede Hilfe. Lässt ihn Blut und Wasser schwitzen. Erst nach Stunden schickt Moskau endlich Unterstützung; die Soldaten jagen die Menge schnell auseinander. Bis heute klingen sie nach, diese Worte: »Moskau schweigt.« Sie haben ihn schwer getroffen, bekennt Putin mehr als ein Jahrzehnt später: »Mir war so, als ob es unser Land nicht mehr gibt. Mir wurde klar, dass die Sowjetunion erkrankt ist. An einer tödlichen, unheilbaren Krankheit mit dem Namen Lähmung. Die Lähmung der Macht.«³

Gut zehn Jahre nach jenem schicksalsträchtigen Abend in Dresden, am 31. Dezember 1999, gelangt Wladimir Putin selbst an die Spitze des russischen Staates. Im Kreml angekommen, tut er alles, um die »Lähmung der Macht« zu beenden, um den Staat wieder stark zu machen. Freiheit und Glasnost erlebte er mehr als Bedrohung denn als Chance. Die dramatischen Momente von Dresden hat er bis heute nicht vergessen. Mehr als alle anderen Erfahrungen werden sie künftig seine Politik bestimmen.

In seinen Reden betont der Kreml-Chef stets seine demokratische Gesinnung. Kritiker halten dagegen, er bringe Russland auf einen autoritären Kurs, der an die Sowjetunion erinnere. Putin führt die rote Militärflagge mit dem Sowjetstern ebenso wieder ein wie die sowjetische Nationalhymne, mit neuem Text vom alten Autor. An den Denkmälern längs der Kremlmauer lässt er den Städtenamen Wolgograd herausmeißeln und durch Stalingrad ersetzen.

Als die baltischen Staaten und Polen zum Jahrestag des Sieges über Hitler-Deutschland im Mai 2005 darauf verweisen, dass mit der Niederlage des Dritten Reiches für sie eine neue Okkupation durch die Rote Armee begonnen habe, lösen diese Worte in Moskau einen Sturm der Entrüstung aus. Schon 1994 verließ Putin als Vizebürgermeister von Sankt Petersburg mit einem lautstarken Türknall eine internationale Konferenz, als Estlands Präsident die Russen als »Okkupanten« bezeichnete.⁴ Im Mai 2005 empfiehlt Putin, dessen Großvater einst Stalin auf dessen Datscha bekochte, »Historikern, die die Geschichte umschreiben wollen, erst mal Bücher lesen zu lernen«. In den Unterrichtswerken, die das russische Bildungsministerium neuerdings vorschreibt, erscheint Stalin wieder als »großer Feldherr«. Ein Schulbuch, das über Stalins Säuberungen berichtet und die Rolle des Diktators im Krieg ohne falschen Patriotismus hinterfragt, wird 2003 aus den Schulen